Abonnements-Preis
mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Neue Welt" einschl. Bringerlohn 40 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 40 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6097) pro Vierteljahr Mk. 2,10. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 Mk., für das übrige Ausland 7 Mk. pro Vierteljahr.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Redaktion:
Emmerstraße 61, 1. Etage.
Sprechstunde 12—1 Uhr.

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 15 Pf. berechnet und bei mindestens 6 maliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereins-Anzeigen 10 Pf. Inserate müssen bis spätestens 9½ Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im Voraus zu bezahlen.

Telephon: Amt I, 1709.
Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden".

Expedition:
Gerbergasse 1.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends 7½ Uhr.

Nr. 234. Dresden, Donnerstag den 8. Oktober 1896. 7. Jahrgang.

Alle Freunde
unserer Bestrebungen ersuchen wir, in Gasthöfen, Wirtschaften, Barbiergeschäften, bei Zeitungsverkäufern, überall, wo Zeitungen dargeboten werden zu pflegen, stets die
„Sächsische Arbeiter-Zeitung"
zu verlangen. Wo dieselbe nicht erhältlich ist, müßte jeder nachdrücklich auf die sofortige Bestellung dringen.

Die nationalen Kämpfe in der Türkei und die Sozialdemokratie.

I. Die türkischen Zustände.

Man begegnet in der Parteipresse nur zu oft dem Bestreben, die Vorgänge in der Türkei als ein reines Produkt des diplomatischen Intriguenspiels, besonders von russischer Seite, darzustellen. Eine Zeitlang konnte man sogar auf Preßstimmen stoßen, wonach die türkischen Greuel überhaupt nur eine Erfindung wären, die Baschibozuks — wahre Mustermenschen von Christen und die Revolten der Armenier — ein Werk mit russischem Rubel bezahlter Agenten.

Was an dieser Stellungnahme vor allem auffällt — ist, daß sie sich grundsätzlich durch nichts von der bürgerlichen unterscheidet. Hier wie dort die gleiche Zurückführung großer gesellschaftlicher Erscheinungen auf allerlei „Agenten", also auf zielbewußte Einwirkungen des diplomatischen Kabinetts. Bei bürgerlichen Politikern können solche Standpunkte natürlich nicht verwundern: die Leute *machen* thatsächlich die Geschichte auf diesem Gebiete, für ihre Stellungnahme zu den Augenblickinteressen hat daher der dünnste Faden einer diplomatischen Intrigue eine große praktische Bedeutung. Für die Sozialdemokratie dagegen, die auf dem internationalen Felde einstweilen die Vorgänge nur *beleuchtet* und die vor allem die Erscheinungen des öffentlichen Lebens auf tiefer liegende materielle Ursachen zurückzuführen pflegt, erscheint die gleiche Politik ganz zwecklos. Die Sozialdemokratie kann vielmehr in der auswärtigen Politik, ganz wie in der inneren, eine eigene Stellung einnehmen — die auf beiden Gebieten von gleichen Standpunkten bestimmt werden muß: von den inneren sozialen Verhältnissen der fraglichen Erscheinung und von unseren allgemeinen Grundsätzen.

Wie liegen nun vor allem die Verhältnisse in Bezug auf die uns hier interessierenden nationalen Kämpfe in der Türkei? In einem Teil der Presse wurde noch kürzlich die Türkei als ein Schlaraffenland dargestellt, wo die „verschiedenen Nationalitäten jahrhundertelang friedlich nebeneinander lebten", „die vollständigste Autonomie besaßen" und wo erst die Einmischung der europäischen Diplomatie die Unzufriedenheit künstlich geschaffen hat, indem sie den glücklichen Völkern der Türkei einredet, daß sie unterdrückt seien und zugleich das unschuldige Lamm von Sultan verhindert, seine „wiederholt bewilligten Reformen" durchzuführen.*) — Diese Behauptungen beruhen auf einer weitgehenden Unkenntnis der Verhältnisse.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts war die Türkei ein naturalwirtschaftliches Land, wo jede Nationalität, jede Provinz, jede Gemeinde ihr eigenes abgeschlossenes Leben lebte, das angewohnte Elend geduldig ertrug und die wahre Grundlage für eine orientalische Despotie bildete. Diese Verhältnisse, so sehr sie drückend waren, zeichneten sich jedoch durch eine große Stabilität aus und konnten daher lange Zeit bestehen, ohne Revolten seitens der unterjochten Völker hervorzurufen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts hat sich dies alles stark verändert. Durch den Zusammenstoß mit der Militärmacht der starken, zentralisierten Staaten Europas erschüttert, besonders aber von Rußland bedroht, sah sich die Türkei gezwungen, Reformen bei sich einzuführen, und dieses Bedürfnis verschaffte sich auch in der Person Mahumed II. seinen ersten Träger. Die Reformen schafften die feudalistische Verwaltung ab und führten an ihrer Stelle eine zentralisierte Bureaukratie, ein stehendes Heer und ein neues Finanzsystem ein. Die modernen Reformen waren, wie immer, vor allem mit enormen Kosten verbunden und, in die Sprache der materiellen Interessen der Bevölkerung übersetzt, kamen sie auf eine kolossale Erhöhung der öffentlichen Lasten hinaus. Hohe indirekte Steuern, von jedem einzelnen Viehstück und jedem Strohhalm erhoben, Zölle, Stempel- und Branntweinsteuer, ein Regierungszehnt mit einem periodischen „Vierteljuschlag", dann eine direkte Einkommensteuer, die bis 30 Proz. in der Stadt und 40 Proz. auf dem Lande beträgt, dabei eine Militärdienstersatzsteuer für Christen, endlich noch öffentliche Frohndienste, — das war es, womit das Volk die Kosten des reformierten Staates nunmehr zu bestreiten hatte. Einen wirklichen Begriff von der Größe der getragenen Lasten giebt aber erst das eigentümliche Verwaltungssystem der Türkei. In seltsamer Mischung moderner und mittelalterlicher Prinzipien besteht es aus einer Unzahl von Behörden, Höfen, Räten, die äußerst zentralisiert, in ihrem Thun und Lassen an die Hauptstadt gebunden sind; sämtliche öffentliche Posten sind jedoch gleichzeitig de facto käuflich und nicht vom Verwaltungszentrum aus bezahlt, sondern meist auf Einkünfte von der örtlichen Bevölkerung angewiesen, — eine Art bureaukratischer Benefizien. So darf der Pascha die Provinz nach Herzenslust rupfen, wenn er nur eine möglichst große Geldsumme nach dem Stambul schickt; so ist der Kadi (Richter) von Amts wegen auf Erpressungen angewiesen, da er selbst noch einen jährlichen Tribut nach Konstantinopel für sein Amt zahlen muß. Am wichtigsten ist aber das Steuersystem, welches, in den Händen eines Mütterim, Steuerpächters, liegend, neben dem der Generalintendant des *ancien régime* noch als ein barmherziger Samariter erscheint, auf eine gänzliche System- und Regellosigkeit, auf eine schrankenlose Willkür hinausgeht. Endlich verwandelten sich auch die öffentlichen Frohndienste in den Händen der Bureaukratie in ein Mittel der zügellosen Erpressung und Ausbeutung des Volkes.

Eine so beschaffene Verwaltung unterscheidet sich offenbar von der europäischen grundsätzlich. Während bei uns die Zentralregierung das Volk rupft und daraus ihr Beamtentum unterhält, rupft hier umgekehrt das Beamtentum auf eigene Faust das Volk und unterhält daraus die Zentralregierung. Das Beamtentum erscheint somit in der Türkei als eine besondere zahlreiche Bevölkerungsklasse, welche in eigener Person unmittelbar einen ökonomischen Faktor darstellt und in ihrer Existenz auf die berufsmäßige Ausplünderung des Volkes angewiesen ist.

Gleichzeitig und im Zusammenhang mit den Reformen erfolgte eine Verschiebung in den Grundbesitzverhältnissen der christlichen Bauern, wiederum stark zu ihren Ungunsten, nämlich in dem Verhältnis zum türkischen Grundbesitzer. Dieser, in der Regel ein ehemaliger Lehnherr, hat ganz nach christlichen Mustern sein Amt erblich zu machen gewußt. Als durch die Reform die Spahiliks (Lehen) aufgehoben wurden und der von ihnen bis dahin an den Spahi entrichtete Zehnte nach der Staatskasse überführt wurde, suchte er sich in dem Charakter des Grundeigentümers zu behaupten, wodurch für den Bauern neben dem alten Zehnten eine neue Last — die Grundrente erwuchs, die regelmäßig ein Drittteil des Reinertrages nach Abzug des Zehnten beträgt. Dem christlichen Bauern blieb oft keine andere Rettung von all diesen Herrlichkeiten übrig, als ein Stückchen Land *per oblationem* (als bedingtes Geschenk) auf die muhammedanische Kirche zu übertragen und es dann als verzinstes, aber wenigstens zehntfreies Pachtgut entgegenzunehmen. Der Besitz der toten Hand in der Türkei betrug denn auch zu Ende der 70er Jahre mehr als die Hälfte alles nutzbaren Grundeigentums.

Die Reformen haben also eine ungeheure Verschlechterung der materiellen Lage des Volkes mit sich gebracht. Was sie aber besonders unerträglich machte, war ein ganz moderner Zug, der sich in die Verhältnisse hineingerissen hat — *die Unsicherheit*: Das regellose Steuersystem, die schwebenden Grundbesitzverhältnisse, vor allem aber *die Geldwirtschaft*, als Folge der Verwandlung der Naturalabgaben in Geldabgaben und der Entwickelung des auswärtigen Handels.

Die alten Verhältnisse haben sich verschlimmert und ihre Stabilität war für immer dahin.

Rosa Luxemburg.

*) Nunmehr heißt es ja umgekehrt, der „*Sultan*" sei an allem schuld. So wird aus dem „*Opfer*" — der *Sündenbock*. Die Leser werden aus den weiter folgenden Ausführungen die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich überhaupt nicht um die *Person* handelt, sondern um die *Verhältnisse*.
Die Redaktion.

Tages-Rundschau.

Dresden, 7. Oktober.

„Contre nous la tyrannie!"
„Gott schütze den Zaren!"

Präsident Faure und *Zar Nikolai* sitzen Schulter an Schulter. Der republikanische Präsident toastet auf „Kaiser und Kaiserin" und der absolute Monarch auf „die französische Nation." Kaiser Nikolai dankt dem „Präsidenten der Republik"

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Lene.

Roman von Nicolaus Kranz.

(Fortsetzung.)

Lene hatte die Zähne aufeinander gebissen und hielt mit aller Gewalt die Zähren zurück, die ihr in die Augen quollen. Das vermochte die anderen nicht weichmütiger zu stimmen.

„Strahl Zeisel! Was die für Nasenlöcher hat!"

„Und a Maul macht sie wie a Breipfannl!"

„Jessas! Jessas! Die hat ihre Zunge vergessen!"

„Stumme, dumme Lene! Stumme, dumme Lene!"

„Laßt mich durch, Manner, ich werd' sie schon lebendi machen!"

Der große starke Junge faßte Lene mit beiden Händen am Kopfe und brüllte ihr ins Ohr, so kräftig er es vermochte.

Jetzt konnte sich das gequälte Mädchen nicht mehr bezwingen; es schnellte empor und stieß einen Schrei aus wie ein getretener Hund. Das reizte die grausamen Kindergemüter zu neuen Quälereien. Und schon setzten die meisten an, mit noch ärgerem Spott und Hohn die Fremde zu überschütten. Aber sie kamen nicht dazu. Auseinander stoben sie wie Feldmäuse, unter die eine Eule fährt. Ohne daß sie es gewahr geworden, war der Lehrer eingetreten.

Schon stand er auf dem Podium neben seinem Tischchen, das „Staberl" in der Hand. Und jetzt ging die Exekution los.

„Sölch Se—bast—ian, was hast du der Stei—ner gethan?"

Sölch, der große Junge, welcher Lene ins Ohr gebrüllt, sagte mit der größten Seelenruhe: „Nix, Herr Lehrer."

„So—so! Kom—me her—aus!

Der Junge ging langsam bis zum Podium und streckte, ohne daß ihm etwas befohlen worden war, seine Hand hin, den Handteller nach oben.

„Sehet! Das bö—se Ge—wis—sen! Da hast du bei—nen Te—pu—tat!" Das „Staberl" sauste auf die Hand, und ein allgemeines verhaltenes Lachen gmäckte durch das Zimmer. Während der Lehrer abwesend war, hatte ein Nichtsnutz in das „Staberl" Einschnitte gemacht; jetzt sprang es beim ersten Hieb in ein halb Dutzend Stücke.

„Wer war der Laus—bub?"

Niemand rührte sich.

„War—ter!" . . .

Der Lehrer ging zum versperrten Schrank und kam mit einem fingerdicken Rohrstock zurück.

„Die zwei ober—sten Bän—ke von den Bu—ben!"

Es half nichts, einer nach dem andern mußte ans Podium. Sölch und sein Nachmann verzogen bei den Hieben kaum eine Miene. Als sie ihre Portion hatten und sich wieder setzen durften, spuckten sie schnell auf die Hand und hielten das brennende Glied hinten an jene Stelle, wo die Hosen aufhören. Der dritte Delinquent verfolgte eine ganz andere Methode. Er war der Sohn einer jener in katholischen Gegenden gar nicht seltenen Frauen, die es sofort wissen, wenn jemand krank geworden, in die Häuser und Höfe gehen, den Angehörigen des Erkrankten etwas vorwimmern und Geld, Fleisch und Eier erhalten gegen das Versprechen, für den Kranken zu beten oder für ihn eine Wallfahrt zu machen. Der Andres versuchte es also mit den Mitteln seiner Mutter. Als die Reihe an ihn kam, ging schon das Heulen los:

„Jessas! Jessas! Jessas! Herr Lehrer, Herr Lehrer, Herr Lehrer!"

Als der Lehrer zuschlagen wollte, zog er die Hand zurück, so daß der Streich daneben ging. Trotzdem schrie er in den Tönen des bittersten Schmerzes: „O weh, o weh, o weh!" krümmte sich wie ein Wurm und sprang von einem Bein auf das andere. Dem Lehrer ging die Geduld aus. Er erwischte den Knaben beim Rockkragen und legte ihn übers Knie.

Das hatte der Junge nur gewollt; sein Hintergestell war durch einen doppelten, derben Hosenboden schier unverwundbar gemacht.

Auch der Andres war sofort, nachdem er seine Strafe erhalten, wieder ruhig. Er war ein gelehriger Sohn, und seine Mutter hatte ihm gesagt: „Wenn's nix nützt, weint und schreit man nicht."

Von den Mädchen erhielt nicht eines ein „Pfatscherl"; diejenige, welche Lene am Rock gezogen hatte, war die Tochter des Bürgermeisters, und die Frau Bürgermeister schickte außer anderen guten Dingen dem Herrn Kantor und Schulmeister stets die größte „Schlachtschüssel". Als nach einer halben Stunde der Unterricht geschlossen wurde, schrien die Kinder, auch die verpeiterten, mit demselben Gleichmut ihr Gebet herunter wie vor und eh.

Nur einer nahm sich die Züchtigung etwas mehr zu Herzen: Sebastian Sölch. Er galt als der Erste in der Schule, und der Lehrer wußte selbst nicht recht, was er ihm noch beibringen sollte. So verwandte er ihn ab und zu als Vertreter und Hilfskraft. Und Sölch beschloß, die Schläge, die er erhalten, der Lene wieder heimzuzahlen. Die Gelegenheit fand sich bald. An jedem Samstag stellte der Lehrer, knapp ehe er die Kinder nach Hause entließ, seinen Wochenkatalog richtig. Für die betreffende Viertelstunde wurde aus den Schülern ein Aufseher bestellt, der darüber zu wachen hatte, daß die andern sich in aller Ruhe mit ihren Büchern oder ihrer Schiefertafel beschäftigten; und dieser Aufseher war für gewöhnlich Sebastian Sölch.

Auch an dem Samstag, der Lenes erstem Schulgang folgte, stand er ganz hinten am Fenster, um die ganze Schule überblicken zu können; von Zeit zu Zeit nannte er einen Namen und schrieb ihn dann auf die Tafel, die er vor die Brust gestemmt hatte. Auf einmal sagte er ganz laut, daß es einigen die Köpfe emporriß:

„Die Steinerin schwätzt!"

„Stei—ner?" mahnte der Lehrer, nahm den Federhalter zwischen die Lippen und schlug ein Blatt um.

Lene hatte ganz ruhig in ihrer „Biblischen Geschichte" gelesen an der Stelle, wo erzählt wird, wie Simson die Thore einer Stadt aushebt und auf den Schultern davonträgt; die Gestalt ihres Vaters war vor ihren Augen aufgetaucht und sie sah ihn, wie er einen vollen Getreidesack, der doppelt so lang war, wie sie, mit spielender Leichtigkeit auf den Rücken warf. Und da sollte sie geschwätzt haben? Die unwahre Beschuldigung trieb ihr das Blut zum Kopfe und voller Zorn stieß sie durch die Zähne: „Ich hab' nicht geschwätzt!"

Alsogleich ertönte wieder die Stimme des Aufpassers:

„Die Steinerin schwätzt!"

„Mä—del, willst du gar nicht hören?"

„Ich hab' nicht geschwätzt!"

„Die Steinerin schwätzt!"

Da fing im Lehrer der Zorn an: „Her—aus! Her—aus! . . . Da! . . . Da! . . . Du! . . . Du! . . ." schrie er und schlug ihr auf die Hände und als er ihre Augen erblickte, die aus Trotz über das ihr widerfahrene Unrecht funkelten, übermannte ihn die Wut derart, daß er nach dem schweren Lineal griff und ihr über den Rücken hieb, daß es klatschte.

Dieser eine Schlag war die Ursache, daß Lene ihrem Onkel, solange sie in seinem Hause lebte, und später noch, ja bis ans Ende seines Lebens, nicht einmal mehr im reinen, vollen Vertrauen entgegenkam. Sie ehrte und schätzte ihn und that nach seinen Befehlen und Wünschen, aber ein Bedürfnis, in seiner Nähe zu sein, ihm ihre kleinen Leiden und Freuden anzuvertrauen, fühlte sie nicht. Als sie dann erwachsen war, sparte sie sich manchen Groschen vom Munde, um ihm ein Viertelpfund Schnupftabak kaufen zu können; aber den Tabak nahm die Botenfrau mit, und nach dem Tode der Lehrerin kam nach dem Mühlenbesitzer Schulhaus statt der Lene nur von Zeit zu Zeit ein landläufiger Gruß. —

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18961008/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG